

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1930

205 (4.9.1930) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

Die Lücke im Gesetz

Am 8. Oktober erfolgte im Amtsgericht das Aufgebot mit der Todeserklärung, daß der 1896 gebürtige Anton Stirner aus Charlottenburg bei dem nunmehr vor einem Jahre erfolgten Antezedens der „Christophora“ ums Leben gekommen sei. Niemand rechnete damit, daß in dieser Angelegenheit noch ein Wort gewechselt würde.

In der Zeit des Dr. Ritter und anderer Robinsonaden aber geschah es, daß eines Tages aus dem Hamburger Schnellzug ein Mann stieg, der nach Sätzen zum erstenmal wieder vor einem Berliner Fernsprechautomaten Schlinge hand und — es ist kein Geheimnis — kein anderer als der toterklärte Anton Stirner war. Er mußte erfahren, daß seine Wohnung längst verkauft war, und zwar von irgendeinem weitläufigen Verwandten in Hellbronn und Nürnberg, in denen er gleich seine Erben witterte. Nun, er hatte in Berlin gute Freunde, und hoffte, bald mit deren Hilfe die Sache ins Reine zu bringen.

Man feierte ein verhängnisvolles Wiederleben. Stirner mußte von seinem Leben auf Gottweihwas für einer Insel erzählen, und ob dort die Frauen wirklich als Zeichen der Gastfreundschaft eine Nacht mit dem Fremden schlafen. Schade, daß er keinen Kulturfilm habe drehen können, somas ginge hier weg wie warme Semmeln, aber keinesfalls dürfte er verläumdet, eine Serie für die Zeitungen zu schreiben. „Wie ich unter die Wilden kam“. Jemand scherzte noch: ein Glück, daß er nicht verheiratet ist. Sonst wäre die Ehe durch die Todeserklärung nichtig, seine Frau hätte einen anderen geheiratet, und dann wäre jene denkwürdige Situation in Erscheinung getreten, die von Romanciers und Dramatikern schon so oft mit so viel Liebe behandelt worden war.

Am Morgen ging Anton Stirner aufs nächste Polizeirevier, um seine Papiere in Ordnung bringen zu lassen. Denn wenn es auch Vorteile hatte, als toter Mann herumzulaufen, so wollte er doch vor allen Dingen wieder zu seinen paar Groschen kommen. Der Wachtmeister wies ihn an das Revier, in dessen Bezirk er zuletzt gewohnt hatte. Den einen Beamten kannte er noch recht gut. „Ja, Herr Stirner“, sagte der, „da können wir hier nichts machen. In unseren Akten werden Sie als tot geführt. Am besten, Sie gehen aufs Präsidium zum Einwohnernotbeamten.“

Auf dem Präsidium wurde ihm gesagt, daß die Polizei für solche Sachen überhaupt nicht zuständig wäre, vielmehr sei das Angelegenheit des Gerichts, das die Todeserklärung erlassen habe. Also fuhr Stirner aufs Amtsgericht. Er wurde von Zimmer zu Zimmer geschickt, ohne jemals das Richtige zu treffen. Endlich fand er den Richter, der seinen Fall bearbeitet hatte. „Wohlgemerkt kommen Sie morgen wieder“, bat ihn der Richter, „ein dringender Termin.“ Am nächsten Tag sicherte er ihm zu, den Fall nach Lage der Akten eingehend zu prüfen.

Stirner atmete auf. Gottseidank! Das Geld, das er sich geliehen hatte, schmolz nämlich bedrohlich zusammen, und seine weitläufigen Verwandten in Hellbronn und Nürnberg, genannt Erben, saßen auf seine diversen Briefe überhaupt keine Antwort.

Nach acht Tagen kam vom Amtsgericht der Bescheid. Die Lage der Akten habe ergeben, daß die Todeserklärung zu Recht erfolgt sei, insbesondere sind alle Formvorschriften gewahrt worden. Da die Anfechtungsfrist bereits abgelaufen sei, könne das Amtsgericht die Erklärung nicht aufheben. ... für den Fall, daß Sie sich mit obigen Ermittlungen nicht einverstanden erklären, steht Ihnen der Beschwerdeweg bei der Dienstaufsichtsbehörde, dem Landgericht, offen.“

Das Landgericht beschied ihm nach weiteren 14 Tagen: Eine Verzögerung des Amtsgerichts habe sich nach sorgfältiger Prüfung der Akten in keinem Punkte feststellen lassen; seine Beschwerde werde hiermit abgewiesen. Unterdessen begann der Zustand des amtlichen Todes unerträglich Folgen zu haben. In seiner Wohnung haften fremde Leute, während er eine kleine Hütte bemohnte, für die er die Miete sich zusammennähmte. Arbeit zu bekommen oder auch nur soziale Unterfützung war für einen Toten ohne Papiere unmöglich. Außerdem fehlten ihm die für dieses Klima notwendigen Wäsche- und Kleidungsstücke. Er ging zu einem Rechtsanwalt.

„Ja“, sagte der Anwalt, „der Gesetzgeber hat Ihren Fall nicht vorzusehen. Er hat ihn — übersehen. Der Instanzenweg hat sich über Ihnen geschlossen. Es gibt kein Rechtsmittel für Sie. Das Einzige, was Sie können, ist: appellieren Sie an den Minister!“

Es verging eine Woche, die zweite Woche, dann bebauerte die Antwort des Ministers, nicht in den ordnungsgemäßen Rechtsgang eingreifen zu können, vielmehr sei für Todeserklärungen das Ständesamt zuständig.

Es war ein naheliegender Vorwand, als Stirner — nicht mehr Glotztrötter, sondern Bogabund — im Vorraum des Ständesamts Platz

nahm. Nachdem zu Protokoll ein Kind geboren, eine Frau gestorben war, und ein Paar sich verheiratet hatte, wurde er von einem grauen freundlichen Herrn empfangen, der ihn jovial anlächelte. „Ich heiße Anton Stirner, bin verheiratet, verheiratet erklärt worden und möchte meine Papiere.“

„Einen Augenblick, Herr Stirner“. Der Beamte lüchelte im Register. „Staubinger, Stern, Stirner, Unten? Anton Stirner? — Ja, Sie sind ja schon längst gestorben!“

„Ich lasse Ihnen doch, daß ich nach einem Schiffsbruch für tot erklärt worden bin und Sie sehen doch selbst, daß ich —“

„Das mag schon sein, aber überzeugen Sie sich selbst: vor zwei Jahren ist hier Ihr Tod registriert worden, da kann ich halt nichts tun.“

Der Minister schrieb, Sie sollten mir meine Papiere ausshändigen.“

„Ihren Totenschein, den können Sie haben, aber was anderes nicht!“

„So“, meinte Stirner plötzlich barhäutig, „Anton Stirner existiert nicht mehr, nicht wahr? Schön, Herr Ständesamtsbeamter, hier steht ein Mensch, geben Sie ihm Namen und Papiere, er ist eben geboren worden.“

„Machen Sie hier keine Witze. Sie sind nicht in der Stamme, sondern auf dem Ständesamt. Das Sie vierzigjähriger Riese nicht eben —“

„Ich bin doch nicht tot“, sagte Stirner, „ich bin wahrhaftig nicht —“

„Na, regen Sie sich man nicht auf“, begütigte der graue, freundliche Beamte und lächelte jovial, „das ist doch ganz einfach —“

„Einfach?“ Kommt jetzt das erlösende Wort?“

„Na ja, leben Sie mal, die Todeserklärung ist auf dem Amtsgericht erfolgt, nicht? Also nichts leichter, Sie gehen hübsch aufs Amtsgericht und sagen —“

In diesem Augenblick haben dem Beamten zwei Flüste an der Kehle. Durch den Kärm wurde das Schlimmste vermieden. Bällungen brachten den erschöpften Mann, der gar nicht mehr jovial lächelte, nach Hause und übergaben den Mörder der Polizei.

Auf diese Weise wurde Anton Stirner wieder ... lebendig. Er hatte alles Erdensüßliche versucht, aber daß man erst einen anderen umbringen muß, um lebendig zu werden — das hatte er überlesen.

Wohlgemerkt hatte der Staat ein Interesse an dem Individuum, genannt Stirner, und von Amts wegen ermittelte die Staatsanwaltschaft, die sich anders nie dazu hergegeben hätte, die Personalien.

Kein Toter kann einen Mord begehen, keine Sache, kein Tier sich einer strafbaren Handlung schuldig machen. Nur der Mensch ist ein Individuum, das Delikte vorbehalten, ja sie machen ihn erst wieder zum Menschen.

„Ist das nicht, um nachdenklich zu werden? Fügt uns vor dem Gesetz wirklich nur das Schlimme in die Gemeindefauna ein?“

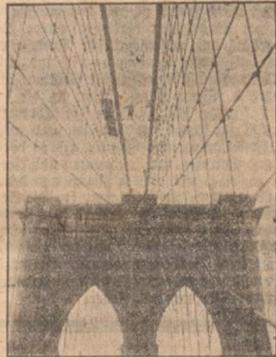
Wahres Feldentum

Die bürgerlichen Zeitungen aller Richtungen sind heute sehr leicht dabei, eine Tat als heldisch und den Ausführenden als Held zu bezeichnen. Man käme, wenn man sich einmal die Mühe machen wollte, die Anlässe, die zu solchen Lobeshymnen führten, zusammenzustellen, auf die merkwürdigsten Resultate.

Die Hauptkategorie von Helden stellt natürlich die Technik. Kleiner, Kaufmänner werden beehret in den Himmel gehoben, Leistungen, bei denen es zwar auf Widerstandsfähigkeit und starke

systematisch in den Schulen gelehrt. Wukte doch der Geschichtsunterricht vom Altertum bis in die neueste Zeit von nichts anderem zu berichten, als von „Großen Männern“, die Reiche erobert und verloren hatten. Alles andere war wüstes Chaos und die Massen — wenigstens in der Darstellung dieser verlogenen Geschichtsbilder — nur Instrument in der Hand eines halbgläubigen Volkes.

Es gibt noch eine Seite des Feldentums, die vor allem in der Nachkriegszeit täglich vorbertränke gemundet bekommt, das ist das politische Komödien. Als die bedeutendsten werden die Ministermörder und Bombenleger gefeiert. Man entschuldigt sich nicht über Mord- und Zerstörungswut das Mantelchen einer vaterländischen oder sogar sozialen Ethik umzuhängen und man läßt sie selbst in der Demo-Presse weinerlich, schwülstig und rührselig ihre Lebensläufe erzählen. Die, die es ihnen nachzutun streben, konzentrieren ihre Bemühungen notgedrungen auf weniger Prominente der politischen Andersdenkenden. Sie überfallen Reichstagskonferenzen, sozialdemokratische Demonstrationen und Versammlungen und bewiesen durch ihre heldischen Begabungen durch Schüsse und Messertische aus dem Hinterhalt. Das scheint ihre Lebensaufgabe zu sein und immer wieder sei man vor der Hölle ihrer Gesinnung entsetzt, wenn sie Gelegenheiten haben, vor Gericht sich prozig zu ihren Morden zu bekennen. Das sind allerdings aber schon die Verführten und die durch ihre Ideologie ihrer sich berechnenden Führer betrunken gemachten. Die im Hintergrund sind zu feige, für ihre Keuchern und Taten zu stehen. Das beweist wieder einmal ein schon ergraneener Freilicht, wo ein nationalsozialistischer Student, also ein „Intellektueller“, den Minister Orzeszinski „Judenbaitard“ und „lächerlichen Bonnen“ genannt hat. Dem Herrn Studentin gelang es, die Beredlichkeit dieser Schimpfwörter sprachwissenschaftlich nachzuweisen und freigesprochen zu werden. Das sind also die Helden, die man heute auf den Schild hebt!



Nerven anam, die aber doch letzten Endes von der toten Maschine ausgeführt wurden, werden als Heldentaten gezeigelt. Eine andere Sorte von Helden sind die Leute, die mit ihrer Zeit, mit ihrem Geld nichts anzufangen wissen und auf Töden gegen Raubwild und Großreiter sichten. Sobald sie einmal das Foch haben, einen Löwen oder Elefanten mit ihren schweren Gewehren aus sicherer Entfernung zu verfehlen, in eine lebensgefährliche Situation kommen und sich daraus retten können, sind sie wahre Seafriede und Drachenkötter.

Die läbliche Art von Helden sind jene Leute, die den Krieg in sicherer Etappe mitemmacht haben, die mit einem Federstrich tausende Menschen ins Trommelfeuer jagten und dadurch eine Schlacht gewannen. Die Verehrung für sie wurde allerdings vor dem Kriege

berühmt die gewissen Feldenerer niemals, es ist denn, daß einige von ihnen den Tod gefunden haben. Es sind die Heldentaten der Arbeit, die Tag um Tag tief unten in der Grube, hoch auf den Gerüsten der Bauten, vor den Hochöfen, am laufenden Band hinter der Schreibmaschine ihr Wert verrichten, die, bedroht von dem Geistes der Arbeitslosigkeit, am das tägliche Brot ringen und sich nicht umsehen dürfen, auch wenn sie wissen, daß jede Stunde der Tod auf sie lauert. Einen Augenblick Unachtsamkeit, kann das Werkzeug bedeuten, Müdigkeit und Krankheit ist Entlassungsgrund und bitterer Hunger. Hier werden keine großen Worte gemacht. Das Feldentum des Praefektariats ist selbstverständlich. Wer guten Willens ist, möge entscheiden, welches das Wertvollere ist.

Die Toten ohne Kopf

Kriminalroman von Hans Regina von Rad

Copyright 1930 by Ernst Oldenburg, Leipzig.

(Nachdruck verboten)

„Hallo! — Hier Professor Perraud — ja, Perraud!“, meldete sich der berühmte Chirurg am Apparat. Der unterste, lebhafteste Mann wiederholte seinen Namen ungeduldig.

Während er in der Linken den Telefonhörer hielt, stichelte er nervös mit dem Federstiel im Wust der Manuskripte auf seinem Schreibtisch, rief sein Handgeleit am Rand der Manschette. Das tat er immer, wenn er sanft war und das war er oft.

In seinen Mienen spiegeln sich Nervosität und Wergel über die Störung; zu solchem Verrater hatte er übrigens reichlich Anlaß, denn wenn er sich auch nach beendeter Ordination in sein Allerbestes, sein Privatstudium zurückzog, war er vor den „Nachstellungen der Patienten“ — wie er das nannte — selbst hier nicht sicher.

Gelang es auch seinem gut gedruckten Personal, Besucher abzuweisen oder sie dem Assistenten Morel zu überantworten, so rief ihn doch das Telefon allzuoft aus seiner Arbeit.

Meist pflegte er ja die Leitung auszuschalten; heute aber — er hatte sich eben erst an den Schreibtisch gesetzt — war er noch nicht zu dieser Vorsichtsmaßregel gekommen. Er verwünschte seine Vergeßlichkeit.

„Wer?“, schrie er in den Apparat, weite die Hand am Nütchen und schob die Brille noch höher in die Stirn, so daß die ovalen Gläser beinahe im grauen Geßtrüpp des von hastigen Fingern zerwühlten Haars verschwanden.

Vom anderen Ende des Drahtes kam eine outrierte tenorale, etwas flage Männerstimme. „Doktor Kochetti, Manuel Kochetti. Ich fürchte, daß Sie sich meiner unbedeutenden Person nicht mehr entsinnen werden. Auf dem letzten Versteckungsakt in Paris hatte ich den Vorzug ...“

„Ach Gott, ein Berufskollege! Das hatte noch gefehlt! Sicher bandelte es sich um ein Konzilium oder so was! Perraud zerrte überflüssig an seinem Schnurrbartchen, das sich in dieser Bestehung ebenförmig gefallen lassen mußte wie seine Manschetten.“

Die geschmeidige Stimme im Apparat sprach weiter. „Ich habe mir die Freiheit genommen, Ihnen vor einigen Wochen eine be-

schriebene Broschüre aus meiner Feder zu senden. Herr Professor werden aber gewiß noch nicht Zeit gefunden haben ...“

Ueber das rosige Gesicht Perrauds, das eher auf einen behäbigen Rentier als auf eine medizinische Kapazität hätte schließen lassen, huschte ein amüsiertes Lächeln des Verkündens.

„Ach so! Der rief an, um ein Lob zu erhalten, auf das er gewiß eitel gemartet. Und jetzt erinnerte sich Perraud auch des Namens. Kochetti, ganz recht. Doktor Miguel Kochetti.“

Er ließ die pomadifizierte Stimme nicht ausreden.

„Aber gewiß, verehrter Kollege! Ich habe Ihre vorläufige Abhandlung über — über — ja, ich habe sie mit großem Interesse gelesen. Ihre Instruktion — äußerst instruktiv gerades. Bin Ihnen sehr verbunden — Sie müssen entschuldigen, daß ich nicht dazu kam, Ihnen zu danken. Hatte es vor — nein, wirklich! — was aber so gebet in letzter Zeit! Eine Annahme von Operationen — Vorträgen, die ich halten mußte, meine privaten Studien und Experimente, da werden Sie verstehen ...“

Kochetti quittierte das Lob Perrauds mit Ausdrücken unterwürfigster, besagter Genußnahme.

Im Bestreben das Gespräch zu beenden, setzte der Professor wiederholt zu unabweisenden Schlusssätzen an: „Also nochmals — vielen Dank für die Lieberföndung ...“ und „es hat mich außerordentlich gefreut, wenigstens telefonisch ...“

Doktor Kochetti aber ließ nicht locker und Perraud war zu höflich, um einfach abzuhängen.

So hörte er denn — wenn auch gereizt, doch pflichtschuldig — weiter.

„Ihre Anerkennung, hochverehrter Herr Professor, gibt mir den Mut zu einer anmaßlichen Bitte, die übrigens der eigentliche Grund meines Anrufes ist.“ Kochetti liebte offenbar eine gekünstelte, geschraubte Ausdrucksweise. „Wenn Sie heute abend nichts Besseres vorhätten, würde ich es mir zur hohen Ehre anrechnen, Sie in meiner Villa begrüßen zu dürfen. Ganz zwanglos — der große Gelehrte als Gast bei einem armenigen Abend.“

Perraud wehrte sich: „Leider wird mir das schwer sein, lieber Doktor.“

„Wenn Sie heute keine Lust dazu haben, dann morgen vielleicht! Aber lassen Sie mich nicht!“

„Morgen geht es erst recht nicht. Ich verreise morgen.“

„Also heute!“ Kochettis Stimme wurde dringlich. „Ich bin mir vollkommen bewußt, daß meine Einladung eine Annäherung bedeutet, ich schmeide mir aber, daß Sie es nicht bereuen würden, mit

mir ein hübsches Frachtmittel zu betreiben. Ich liebe zwar keine Praxis aus, betriebe aber — Sie werden das aus meiner Praxis erfahren haben — fadiße Studien. Und ich bin auf dem Wege, eine evagale Endebauung auszubauen, die übrigens auf einem aufsehenerregenden Theorien basiert. Die Sache muß Sie interessieren.“ Er erwartete Sie bestimmt. Nummer hundertzwei — Erwartungsbroschüre —

Perraud notierte mechanisch auf seinem Notizblock: 104 Erwartungsbroschüre ...

Dabei hatte er nicht die geringste Lust, der Einladung zu folgen. Die gezeigte Art dieses Kochetti mißfiel ihm und die Fortsetzung eines halben Dilettanten ließen ihn vollkommen gleichgültig.

Es lag ihm aber nicht, Ausreden zu erfinden und er wand sich wie ein Aal, um der subliminalen Aufforderung zu entgehen. Er hätte er beinahe schon — widerstrebend — zugelangt, als sich zu erinnern, für den Abend wirklich nicht mehr frei zu sein.

Schnell kramte er in seinem konfusen Gedächtnis — es ließ ihn im Stich.

Sein Notizblock pflegte verlässlicher zu sein.

Und richtig! Ueber der Adresse, die er eben eingetippt, hatte er notiert: „Dor, Lambert abholen.“

Da posante er ins Telefon: „Ich bedauere unendlich!“ — aber es kam eine Nuance zu wenig bedauernd — „Es ist mir ganz unmöglich! Eben fällt mir ein, daß mir, meine Frau und ich, heute abend schon verabredet sind. Wir gehen in die Oper. Direktor Lambert — Sie kennen ihn gewiß! Was? — ja der hat uns in seine Loge eingeladen. Es tut mir wahrhaftig leid!“

Kochetti schien ehrlich enttäuscht, er überschüttete den angegriffenen Professor noch mit einer Flut wohlwollender Äußerungen, doch schloß sich Perraud ab.

Perraud atmete auf. Und fürzte sich nun endlich mit der gewöhnlichen Begeisterung eines rubelosen Wissenschaftlers in die Werkstatt. Aber vorher stellte er das Telefon ab.

Professor Perraud hatte Foch, ausgesprochenes Besch. Es ist ihm bestimmt, nie zur Ruhe zu kommen. Nicht bei erster Erwähnung und nicht, wenn er sich — was doch so selten geschah — ein Flammvergnügen gönnte.

Der zweite Akt hatte eben begonnen, da öffnete sich das Tür der Loge, in der Direktor Lambert, der bekannte Foch-Freund und das Ehepaar Perraud saßen.

(Fortsetzung folgt.)